

(Nachdruck verboten.)

43)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

In ihrem grauen Kleide huschte Käte lautlos die Treppe hinauf; im matten Licht, das die elektrische Birne an die Treppenwand warf, sah sie ihren gleitenden Schatten, aber sie lächelte: nein, sie war nicht die Sorge mehr, die da so gepenstlich glitt! In ihrem Herzen war lauter Freudigkeit, Hoffnung und Vertrauen: sie brachte ihm ja Gutes, nur Gutes!

Ohne anzuklopfen trat sie in seine Tür, in aller Eile, ohne Ueberlegung. Er lag schon in den Kissen, gerade hatte er das Licht löschen wollen. Nun setzte sie sich auf seinen Bettrand.

„Wolfgang,“ sprach sie weich. Und als er sie verwundert, ein wenig befremdet, fast unfreundlich ansah, klang es noch weicher: „Mein Sohn!“

„Ja — was ist denn nun schon wieder?“

Er war wirklich ärgerlich, sie merkte es an seinem ungeduldigen Ton, und da sank ihr plötzlich der Mut: ach, wenn er sie so ansah, so kalt, und wenn sein Ton so abwehrend klang, wie war es da schwer, das richtige Wort zu finden! Aber es mußte sein, er sah ja so bleich aus, und so mager war er, sein rundes Gesicht war förmlich lang geworden! Was ihr vorhin schon aufgefallen war, fiel ihr jetzt doppelt auf, und sie bekam einen großen Schreck. „Wolfgang,“ sagte sie hastig, fast mit Angst seinen Blick vermeidend — o, wie anklagend würde der sein, wie vorwurfsvoll, und berechtigt vorwurfsvoll! — „ich muß es Dir endlich sagen — es ist bitter — es wird Dich ja auch weiter nicht verwundern — erinnerst Du Dich noch jenes Sonntags — es war der Tag Deiner Konfirmation — da — da fragtest Du uns —“

Ach, wieviel Vorreden mußte sie doch machen! Sie hieß sich selber feige; aber es war so schwer, so unsäglich schwer! Mit keinem Laut unterbrach er sie, er fragte nicht, er seufzte nicht, er rührte sich nicht einmal.

Sie wagte nicht, ihren Blick, der, starr und geradeaus gerichtet, an einem Punkte hing, nach ihm zu wenden. Sein Schweigen war schrecklich, schrecklicher als sein Aufbrausen! Und sie schrie es laut heraus mit verzweifelter Entschlossenheit: „Du bist nicht unser Sohn, nicht unser eigener Sohn!“

Er sagte noch nichts; antwortete durch keinen Laut, durch kein Schreien. Da wendete sie den Blick nun doch nach ihm. Und sie sah, wie die Lider ihm über die müden, schon halb verglasten Augen fielen, wie er sie mühsam wieder aufriß und sie doch wieder herabsanken, kurz, wie er mit dem Schlaf rang.

Er konnte schlafen, während sie ihm dieses — dieses sagte?! Eine furchtbare Ernüchterung kam über sie, aber sie packte ihn doch am Arme und rüttelte ihn, während ihr die eigenen Glieder wie in Fieberschauern bebten: „Hörst Du — hörst Du's denn nicht?! Du bist nicht unser Sohn — nicht unser eigener Sohn!“

„Ja, ich weiß,“ sagte er müde. „Laß, laß!“ Abwehrend bewegte er die Hand.

„Und das —“ eine völlige Fassungslosigkeit machte sie stammeln wie ein Kind — „das berührt Dich nicht? Das — das läßt Dich so kalt?!“

„Kalt?! Kalt?!“ Er zuckte die Achseln, und in seinen müden, glanzlosen Augen fing es an ein wenig zu funkeln. „Kalt?! Wer sagt Dir, daß es mich kalt läßt — kalt gelassen hat?“ verbesserte er sich rasch. „Aber Ihr habt ja nicht danach gefragt. Nun will ich nichts mehr davon hören. Nun bin ich müde. Ich will schlafen!“ Er drehte ihr den Rücken, kehrte das Gesicht gegen die Wand und rührte sich nicht mehr.

Da stand sie — er schlief schon, oder wenigstens schien er zu schlafen. Ein paar Minuten noch verweilte sie bang — würde er, mußte er sich nicht wieder nach ihr wenden: „erzähle, jetzt höre ich!“ Aber er wendete sich nicht.

Da schlich sie sich aus dem Zimmer wie ein armer Sünder. Zu spät, zu spät! Sie hatte zu spät gesprochen, und nun wollte er nichts mehr hören, nun gar nichts mehr davon wissen!

In ihrer Seele schmerzten die Worte „zu spät“ in ihrer stumpfen Trostlosigkeit wie eingebrannt.

Käte hatte nicht mehr den Mut, auf das, was sie Wolfgang in dieser Nacht hatte gestehen wollen, noch einmal zurückzukommen. Wozu auch? Sie hatte das lebhafteste Gefühl: ihm war nicht mehr beizukommen, nicht mehr zu helfen. Sie aber fühlte sich niedergedrückt wie durch eine unermessliche Schuld. Und das Gefühl dieser schweren Schuld machte sie milder gegen ihn, als sie es sonst gewesen wäre; es hieß sie, sein Tun und Lassen zu beschönigen, vor sich selber und vor ihrem Manne.

Schlieben war sehr unzufrieden mit Wolfgang. „Wenn ich nur wüßte, wo er sich immer herumtreibt! Er ist doch nachts zu Hause — wie?“

Ein unwillkürlicher Laut seiner Frau hatte ihn unterbrochen, nun sah er sie forschend an. Aber sie verzog keine Miene, nickte nur: „Ja!“ Da verließ sich der Mann auf seine Frau. —

Nun waren die letzten Tage des scheidenden Herbstes da, die oft noch so warm sind und golden, goldener als der Sommer sie je gewährt. Um vor dem Winter sich noch einmal in Luft und Sonne zu baden, strömte alles hinaus in den Brunwald. Als sei alle Tage Sonntag, so drängten sich die Spaziergänger in Hundehäule und Paulsborn, bei Dunkel Tom in der Alten Fischerhütte. Ueberall Lachen, oft auch Musik, und Mädchen in hellen Kleidern, in leichten, noch nicht ganz vertragenen Sommertoiletten. Kinder lärmten jetzt weniger durch den Wald wie zur Sommerszeit, es dunkelte jetzt bereits zu früh; desto mehr Mädchen wandelten, denen der frühe und doch noch warme Dämmerchein köstliche Gelegenheit bot, ihre Zärtlichkeiten zu tauschen, und alte Leute, die noch einmal die Sonne genießen wollten, ehe vielleicht bald die Nacht für sie kam, der kein Morgen mehr folgt.

Schlieben hatte es in früheren Jahren immer verabscheut, an solchen Tagen, in denen es im Brunwald wimmelte, sein Haus und seinen Garten zu verlassen. Es war ihm unangenehm gewesen, den Staub des Gewühls zu schluden. Jetzt war er weitherziger: warum sollten die Leute, die sonst immer in ihre engen Wohnungen gebannt waren, nicht auch einmal hier draußen sein und für Stunden wenigstens den Kiefernduft einatmen, den sie, die Bevorzugten, alle Tage genossen? Es war doch etwas Schönes darum, zu sehen, wie Menschen sich freuen!

Sowohl aus eigenem Antrieb, wie um Käte zu zerstreuen, die ihm in letzter Zeit noch ernster und merkwürdig in sich gefehrt vorkam, bestellte er einen Wagen, einen bequemen Landauer, und fuhr mit seiner Frau spazieren. Sie fuhren die bekannten Straßen, die den Brunwald durchziehen, stiegen auch zuweilen aus, wenn der Wagen langsamer durch den Sand mahlte, und gingen auf dem, durch gefallene Nadeln glatt gemachten und festgetretenen Fußpfad ein Stückchen nebenher.

Sie kamen nach Schildhorn. Ueber dem Wasser lag roter Abenddämmer; die Sonne war nicht mehr im vollen Glanz zu sehen, ein dämmernder, melancholischer Friede lag über der Habel und den Kiefern. So tief hatte Käte dieser Wald noch nie gedeutet. Es fröstelte sie plötzlich: ah, dort drüben lag ja auch der Friedhof der Selbstmörder! Sie mochte nicht hinsehen, nervös preßte sie die Augen zu. Vor ihren Blicken hatte plötzlich ein junger Bursch gestanden — jung und frisch und doch schon verdorben — mancher Mutter Sohn!

Schaudernd wollte sie rasch vorüber, und doch zog es ihren Fuß unwiderstehlich hin zu dem im Wehsand eingehetzten Fleck. Sie konnte nicht anders, sie mußte stehen bleiben. Sinnend ruhte ihr Blick auf den so wenig schönen, ungepflegten Gräbern: ob sie denn Frieden gefunden hatten, die hier ruhten?! Ein paar grüne Zweige und ein paar Blümchen, die sie unterwegs gepflückt hatte, entsanken ihrer Hand. Der abendliche Wind wehte sie aufs nächste Grab; da ließ sie sie liegen. Ihr war unendlich weh ums Herz.

Paul rief: „Käte, so komm doch! Der Wagen wartet ja längst auf uns!“

Bis tief ins Innerste war sie verstimmt. Befürchtungen und Ahnungen, von denen sie niemand sagen konnte, drangen auf sie ein. Wolfgang war leichtsinnig — aber schlecht?! Nein,

Slecht war er nicht — noch nicht! O Gott, nein, das wollte sie doch nicht denken, schlecht nicht! Aber wie sollte es werden? Wie enden?! Gut konnte es nicht mehr werden, nie — wie sollte es auch?! Da müßten ja Wunder geschehen, und Wunder geschehen nicht mehr zu diesen Zeiten!

Helles Lachen schreckte sie auf. Im Restaurationsgarten waren alle Tische besetzt; hier war so viel Jugend, und so viel leichter Sinn, und hier waren so viele Liebespaare, Sie waren wieder in ihren Wagen gestiegen und fuhren jetzt langsam am Restaurationsgarten vorüber und sahen so all die hellen Blusen und die bunten Blumenhüte, all den Fuß des kleinen Bürgerstandes.

Horch, wieder das helle Lachen! Ein lautes Mädchenlachen, so recht frei heraus, und nun ein: „Oho, fangt sie, K, K“ — bei dem Räte wie erstarrt den Atem anhielt. Sie wurde ganz schwach, alles Blut wich ihr vom Herzen fort: das war ja Wolfgang! Ihr Wolfgang!

Da sprang er in großen Sähen hinter einem Mädchen her, das, aufjuchzend, vor ihm über den Weg floh und jenseits hinein in den Wald lief zwischen die Stämme. Er jagte hinter ihr drein. Einen Augenblick noch sah man das helle Mädchenkleid und Wolfgangs fliegenden Schatten um die Kiefern wischen, dann erblickte man nichts mehr von ihnen. Aber er mußte sie erreicht haben, man hörte jetzt ihr gellendes Aufkreischen und sein Lachen; beides trieb Räte das Blut in die Wangen. Das klang ihr beleidigend, klang ihr gemein. Also so, so weit war er gekommen, trieb sich hier mit solchen, solchen — Personen umher?! Aha, da kamen ja noch ein paar andere nach, die gehörten auch zur Gesellschaft! Ein vierschrötiger Mensch mit rotem, pausbacigem, sehr erhitztem Gesicht lärmte mit Gallo hinter dem verschwundenen Paar drein, und ein schwächlicher Schlingel, der zuletzt kam, lachte so recht verschminkt-spitzbübisch.

„Paul, Paul,“ wollte Räte aufschreien, „Paul, sieh nur, sieh!“ Aber dann schrie sie doch nicht und rührte sich nicht. Da war ja nichts mehr zu ändern! Ganz stumm lehnte sie in ihrer Wagenecke: das hatte sie ja gewollt, sie durfte nicht klagen. Ach, hätte sie ihn doch gelassen, wo er war! Jetzt mußte sie schweigen, beide Augen zudrücken, tun, als hätte sie nichts gesehen!

Aber alles war ihr verleidet. Und als ihr Mann ihr in einer Lücke der Kiefernspitze den schwimmenden Mond im lichtgrauen Aether wies und rechts dabei den freundlichen, ruhig leuchtenden Stern, hatte sie auf sein entzücktes: „Ist das nicht schön?“ nur ein kühl-zustimmendes: „O ja!“

Das verstimmte ihn. Welche Freude hatte sie sonst an der Natur gehabt, die größte und reinste Freude, nun auch das nicht einmal mehr! Auch dieses hin?! Alles hin! Er seufzte.

Und jedes von ihnen, in eine Ecke des Wagens gelehnt, verharrte in Schweigen. Mit trüben Augen schauten sie beide in die tiefer und tiefer sinkende Dämmerung. Es wollte Abend werden, der Tag — auch ihr Tag — hatte sich geneiget.

Wolfgang hatte mit Frida Lämke, deren Bruder und Hans Flebbe eine längst geplante Landpartie unternommen. Frida hatte sich für den Nachmittag im Geschäft freigemacht; ausnahmsweise, und weil sie etwas unabweisbar Dringendes vorschickte, gelang es ihr, abzukommen. Nun war sie aber auch wie losgelassen, voller Uebermut: ha, war das fein, ha, wollten sie sich mal amüsieren! Wolfgang hatte eine Droschke spendiert; er und Frida im Fond, die beiden anderen ihnen gegenüber auf dem Rücksitz, so hatten sie eine Rundfahrt durch den grünen, grünen Wald gemacht, hatten dieses Lokal besucht und jenes, waren Karussell gefahren und Boot und hatten in der Würfelbude gewürfelt. Wolfgang war sehr galant, Frida durfte immer noch mal; eine Butterdose von blauem Glas, eine Glanzpapierdüte mit Peffernüssen, vor allem aber ein kleiner Piepmatz in einem winzigen Holzgitterkästchen machten sie selig. Alles das durfte Hans nun tragen, während sie auf dem Nachhauweg, den sie von Schildhorn zu Fuß antraten, sich mit Wolfgang jagte und neckte. Der Bräutigam störte weiter nicht. Hans hatte von Anfang an darauf verzichtet, seine Frida am Arm zu führen; man hätte sie dreist für das Verhältnis des eleganten jungen Herrn halten können. Aber als sie nun ganz außer Atem, rot und zerkauft war und die Dämmerung des Abends, der hier innen zwischen den dichten Stämmen schon eher dunkelte als draußen, ihr ein kleines Gruseln und ein wonniges Sicherschreden einjagte, hing sie

sich doch wie selbstverständlich an den Arm ihres Hans. Sie blieben ein wenig zurück.

Nun war Wolfgang allein, denn Artur rechnete er nicht, obgleich der neben ihm her über die Wurzeln stolperte und schrill pfiß. Und Wolfgang beneidete den dicken Hans, über den sie heute, seine Braut am meisten, so viel gelacht hatten; auch er hatte das Bedürfnis, jetzt ein Mädchen am Arm hängen zu haben. Das brauchte nicht einmal so niedlich wie Frida zu sein — wenn's nur ein Mädel war! Die Dämmerung des Waldes, die so wohligh war und verschwiegen, lud förmlich ein. Und vom Boden, der so mager war, lauter Sand, stieg heute abend doch ein jattes Dufsten auf, ein reichliches Gemähen. Wolfgang fühlte sich lebens- und liebeshungrig, gierig nach Freude, nach Genuß. Hätte er jetzt Frida neben sich gehabt, bei beiden Armen hätte er sie gepackt, sie an sich gerissen, blitzschnell ihr den Mund mit Küffen verschlossen und sie nicht mehr losgelassen.

Er konnte nicht mehr an sich halten, er mußte wenigstens Artur packen und mit ihm dahinwalzen durch den sandigen Waldboden, daß dem aufgeschossenen Zungen, der heute schon zu so und soviel Kunden gelaufen war, um sie zu rasieren, Hören und Sehen verging. Die übrigen Spaziergänger blieben stehen: das war ihnen nichts Neues auf Landpartien, wenn's nicht größeren Unfug gab! Sie amüsierten sich und als Wolfgang zum Schluß den Partner mit einem lauten Juchhe in die Höhe hob und ihn ein paar Mal um sich herum-schwenkte, klatschten sie Beifall.

Wolfgang war nun doch sehr außer Atem. Als sie zum Walde hinaus waren, mußten sie langsamer gehen; jetzt, in bewohnteren Regionen — schon tauchten die eleganten Landhäuser auf — hätte man Menschen tritteten können. Das war eine Fülle! An der Abfahrtstelle der elektrischen Bahn drängte und drückte es sich. Sie stellten sich auch auf: das war ein Spaß, zu sehen, wie die Leute, die gerne mitkommen wollten, sich pufften. Es war noch leidlich hell und warm wie im Sommer, aber rasch würde es ganz dunkel sein, und je später, desto größer der Ansturm. Lachend standen die beiden und sahen dem Drängen gelassen zu: was machte es ihnen aus, wenn sie nicht mitkamen, sie liefen eben das Stückchen zu Fuß weiter bis nach Hause.

Wolfgang fühlte sein Herz heftig pochen — es hatte ihm doch zu viel Spaß gemacht, mit Frida zu tanzen! In einem Lokal, in dem im angebauten Bretteraal ein Klavierpieler aufs Klavier paukte, hatte er Frida ein paar Mal ordentlich herumgeschwenkt, und auch noch ein paar andere Mädchen, die verlangend nach dem stürmischen Tänzer gesehen hatten. Es war eine Lust gewesen. Noch fühlte er den Nachhall davon in sich zittern, seine Brust hob und senkte sich unruhig — hei, so ein Mädchen im Arm sich herumschwenken, lustig sein! Wundervoll, es war alles so wundervoll!

Die Zähne zusammenbeißend, um nicht durch einen lauten, jubelnden Aufschrei die Blicke auf sich zu lenken, bebte Wolfgang innerlich vor ungebändigter Lebenslust. Ha, das wäre fein, ha, das wäre eine Wohlthat, jetzt irgendeine Dummheit begehen zu können! Er überlegte: was gab man jetzt nur an?

Da störte ihn ein Husten. Wie hohl das klang, als sei intwendig alles lose! Der junge Mann, der hinter seinem breiten Rücken stand, mochte wohl schon eine Weile so gehustet haben — er hatte es nur nicht beachtet — nun ekelte ihn vor dessen Auswurf. Unwillkürlich wich er zur Seite: pfui, wie hustete dieser Mensch!

„Ach,“ hörte Wolfgang jetzt den älteren Mann sagen, auf dessen Arm der Hustende sich stützte, „ich bin ganz außer mir, daß keine Droschke zu bekommen ist! Bist Du sehr kaputt? Geh't's noch?“ Es lag so viel Angst in diesem „Geh't's noch?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Juli.

Als ich am letzten Donnerstag zufällig nach dem nassen Dreieck kam, fand ich die ganze Gegend verändert. Tief unten, wo die Lauben im Frühling im Sumpfe stekten, war alles, wenn auch nicht wüß und leer, wie zu Beginn der Welt, so doch dürr und trocken. Ein Knattern erfüllte die ganze Gegend, verursacht von den in Bewegung gesetzten Pumpenschwengeln der Laubengärten. Und von der Stirne heiß rann mir der Schweiß, als ich mich in der glühenden Junisonne, den Filz in der Hand und den Rock unter dem Arme, hinauf zu Brieckles Laube arbeitete. Auch da oben knatterte es, Pudelnah stand Freund Brieckle an seinem primitiven

Brunnen und pumpte aus Leibeskräften. Als er mich sah, ließ er den Schwengel fahren, zog sein riesiges rotes, schwarz- und weißgetupptes Taschentuch aus dem Hemdschlitze hervor, wischte damit das heiße, aber wie immer freundliche Gesicht, führte mich in die kühle Laube und — klagte mir sein Leid. Wir waren allein auf der Parzelle. Seitdem es heiß geworden, geht Frau Rosine Prieckle der Pumpe beharrlich aus dem Wege; die Pumpe krächzt ihr zu sehr, das zieht ihr durch Mark und Bein, auch geht sie ihr zu schwer. Kurzum, Frau Prieckle pumpt nicht mehr. Einen ähnlich ablehnenden Standpunkt nimmt auch die älteste Tochter ein, ihr tut das Kreuz weh, die Korsettstangen brechen, und dann hat sie auch einen Freier. So pumpt denn Prieckle allein, wenn er nach Feierabend aus der Giecherei kommt, um dann erneut, aber mit Wasser, zu gießen; die Töchter holen die Blumen, die Frau das Gemüse — und das soll dann eine gerechte Arbeitsteilung sein!

Ich beruhigte Prieckle, sagte ihm, daß ich selbst zwar auch nicht gern pumpe, weder Wasser noch Geld, daß aber das Wasserpumpen eine ganz gesunde Arbeit sei, gegen welche sich auch vom moralischen Standpunkt aus nichts einwenden lasse. — Beim Brunnen soll eine Bütte stehen, je größer, um so besser. Am Abend, wenns kühler wird, pumpt man diese Bütte bis zum Rand voll, läßt dann das Wasser bis zum nächsten Abend stehen und verwendet es nun erst zum Gießen. Abgestandenes Wasser hat die Temperatur der Luft angenommen und bekommt den Pflanzen gut, frisch gepumptes kaltes, auf den von der Sonne gewärmten Boden gegeben, lähmt die Wurzellätigkeit und schadet den Pflanzen. Unser märkischer Streusand, erklärte ich Prieckle, sieht bei Dürre in Wirklichkeit ja viel schlimmer aus als er ist. Da glaubt man, trotz tüchtigen Gießens am Tage vorher, unergründliche Staubmassen vor sich zu haben, aber nur die obere Schicht ist Staub; im Inneren hält Sand das Wasser lange fest, und bedenklich wird die Sache erst, wenn er bis auf Spatenstiefe ausgeglüht ist. Wenn wir auch auf künstliche Bewässerung bei Trockenheit durchaus angewiesen sind, so können wir doch auch bei manchen Kulturen den örtlichen Verhältnissen Rechnung tragen, indem wir jenen Gemüsen den Vorzug geben, die mit den Wurzeln in die Tiefe dringen, wo sie fast stets genügend Feuchtigkeit vorfinden. Wir säen also nicht kurze, stumpfspitzige Karotten, sondern lange, nicht ovale Rettiche, sondern den langen Münchener Bierrettich, lange Petersilienwurzeln, Schwarzwurzeln und anderes.

Prieckle hatte eine große Weiße herborgeholt, die er behutsam in ein Riefenglas füllte, damit die Gese nicht mit hineinlaufe, und ich bot ihm meine Zigarren an.

Als wir wieder auf die Parzelle hinaustraten, war der feuerige Sonnenball schon stark nach Westen hinabgesunken; es war kühler geworden und wir konnten nun in beschaulicher Ruhe die einzelnen Beete durchgehen. Allenthalben war die Hand der Frau Prieckle zu erkennen; die Beete waren nicht mehr voll, überall hatte sie fortgeholt, was ihr begehrenswert erschien. Dazu ist ihr kein Tag zu heiß, wie Prieckle meinte, kein Korb zu groß und zu schwer, er wird vollgepackt und heimgeschleppt. Die Kohlrabi waren stark gelichtet, die frühen Erbsen und Zuckerschoten sowie die Karotten fast völlig abgeerntet, der Kopfsalat verschwunden, ja Frau Prieckle hatte heute in der Frühe bereits in den Frühkartoffeln herumgebuddelt, weil es am Abend neue Pellkartoffeln mit Heringen geben soll. Und Prieckle läßt seine Frau gewähren; er weiß warum, das Essen schmeckt ihm und allen zehnmal so gut, seitdem der Ertrag der eigenen Parzelle auf den Tisch kommt.

Wenn es aber so weiter geht, sagte ich zu Prieckle, wird die Parzelle bald leer sein; deshalb ist es Zeit, dem jetzt vorzubeugen. Auf ein nicht zu sonnig gelegenes sauber gegrabenes Beetchen säen Sie jetzt noch einmal frühe Kohlrabi und Rosenkohl für den Winter. Wenn diese Gemüse zum Verpflanzen stark genug sind, dann ist auch das Beet mit Frühkartoffeln leer. Dann tarren Sie reichlich von Ihrem Straßenschlid hinauf, verteilen ihn gleichmäßig, graben und harken das Beet und bepflanzen es dann mit Blätter- und Rosenkohl, jede Sorte getrennt in 50 Zentimeter Abstand, zwischen zwei Pflanzen immer ein Kohlrabipflänzchen. Diese Kohlrabi sind längst in den Küchentopf gewandert, wenn der Winterkohl im Herbst ins Wachsen kommt und den ganzen Raum beansprucht. Blätter- und Rosenkohl bleiben ohne Rücksicht auf die Kälte draußen; je mehr sie durchfrieren, um so schmackhafter werden sie. Wenn Sie gerät grünen Salat essen, sagte ich Prieckle weiter, dann säen Sie jetzt die krausblättrigen Winterendivien; sie werden später auch auf ein gut gedüngtes Beet in 30 Zentimeter Abstand gepflanzt, aber bei Eintritt des Winters mit den Wurzeln ausgegraben und daheim im Keller eingeschlagen.

Prieckle ist, wie ich, kein echter Berliner, sondern ein Landsmann von mir aus dem Maintal. Dort geht man mit einem scharfen Rettich in der Hofentische ins Bräuhaus und macht ihn zurecht, bevor man das Bierseidel in die Hand nimmt. Die besten und schärfsten Rettiche, die man, nachdem man die dünnen Scheiben mit Salz befreut, tüchtig zwischen beiden Händen ausdrücken muß, daß die Brühe nur so herausläuft, werden nach dem 15. dieses Monats gesät, nicht früher, sonst gehen sie in Samen. Auch das hierfür bestimmte Beet wird mit etwas abgelagertem Straßenschlid gedüngt, tief gegraben, geharkt, dann werden die Samen sehr weitläufig ausgestreut und mit einer 6 Zentimeter hohen Hade leicht eingehackt. Rettiche verlangen im Sommer reichliche Bewässerung; die besten sind die schwarzen Winterrettiche,

Man kann jetzt auch noch frühe Erbsen säen, die dann wieder vom September ab junge Schoten liefern, und frühe Karotten. Diese keimen und wachsen langsam; im Oktober werden sie aber verbrauchsfähig; sie sind dann so glatt und zart wie im Frühling unter Glas gezogene und bleiben in den Beeten, die mit Eintritt von Frost eine Dungsdecke erhalten, damit sie nicht ausfrieren. Diese Julisaat versorgt die Küche bis zum Frühling mit einem wirklich delikaten Gemüse. In den letzten milden Wintern habe ich meine Rettiche und Karotten stets ohne jede Bedeckung auf den Beeten gelassen, die Kälte hat ihnen nichts geschadet. Im Februar muß aber der Reiz aufgebraucht werden, denn mit Eintritt des Frühlings werden die Wurzeln schwammig, wie Radisheschen im Hochsommer, und unbrauchbar.

Arbeit gib's auch im Juli genug auf der Parzelle. Denn abgesehen von Saat und Pflanzung heißt's pumpe und gießen, haken, um den Boden zu lodern und das so rasch überhandnehmende Unkraut zu vernichten. Auch die Raupen sind abzusuchen. Gehäufelt werden die Kohlgewächse, deren Köpfe jetzt mächtig schwellen, die Bohnen, die Gurken und Kürbisse. Bei letzteren kann man dem Haupttrieb nach dem vierten Blatt den Kopf nehmen, es bilden sich dann Seitentriebe, die sehr bald blühen. Gaben diese Seitentriebe Früchte angefetzt, so kann man sie wieder drei Blatt über der letzten Frucht köpfen. Dadurch, und wenn man an jeder Pflanze nur drei bis vier der schönsten Früchte läßt, sehr reichlich bewässert, bei trübem Wetter auch flüssigen Dünger gibt, erzielt man in unserem Sand bei großen Sorten wahre Riesenerträge, die ein Gewicht von 100 Kilogramm und darüber erreichen können. Gurken läßt man am besten ungeköpft wachsen, während man bei Tomatenpflanzen, nachdem genügend Früchte in der Entwicklung begriffen sind, alle Zweige wiederholt köpft, um eine Beeinträchtigung der Fruchtentwicklung durch weitere Blätter- und Blütenbildung zu verhindern, denn die nach Mitte Juli erscheinenden Tomatenblüten bringen in unserem Klima doch keine reifen Früchte mehr.

Es war spät geworden, als ich mich, todmüde, von Prieckle verabschiedete. Ich suchte gleich Haus und Bett auf und verschlief am anderen Morgen gründlich die Zeit. Erst gegen acht Uhr weckte mich das mächtige Rollen des Donners. Ich sprang mit beiden Beinen aus dem Bett und eilte zum Fenster; es fiel ein wolkenbruchartiger Dauerregen. Der Himmel tränkte gründlich die Laubengärten in und um Berlin. Ich mußte an meinen lieben Prieckle denken, er hätte sich am Abend vorher das Pumpen wirklich sparen können! Max Hessdörffer.

Kleines feuilleton.

— Improvisatoren am oberen Nil. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Eine bestimmte künstlerische Begabung ganzer Volkstämme ist eine von den Ethnologen oft beobachtete Erscheinung. Die musikalische Begabung bringt jeder Zigeuner, fast jeder Wöhme, bringen die meisten Südländer mit auf die Welt, fast ebenso sicher, wie der Durchschnitts-Amerikaner oder Engländer ihrer völlig bar ist. Die Schwingkunst, die in bayerischen und tiroler Bauerhäusern heimisch ist, bringt oft Werke von bewundernswürdiger Vollendung hervor. Und in allen Alpenländern lebt die Kunst der dichterischen Improvisation, in ihren Äußerungen oft roh und ungeschickt, oft aber in knappen trefflichem Ausdruck das lebendige Gefühlsleben des Volkes bedeutsam wiederpiegeln. Die Belege dafür, daß es zu allen Zeiten und in allen Erdteilen solche Dichtervölker gab und gibt, sind der Wissenschaft wohl bekannt, in weiteren Kreisen weiß man aber wenig darüber. Ein hübsches Beispiel solcher Begabung bei afrikanischen Eingeborenen finden wir in dem jüngst erschienenen Werke des Grafen Gleichen „The Anglo-Egyptian Sudan.“ Er erzählt da, wie ein englischer Richter, der auf einem Dampfer den Blauen Nil hinauffuhr, von den Mannschaften einer Abteilung des 13. Sudanese-Regiments, die im Schlepptau seines Schiffes befördert wurden, besungen worden ist. Jede Nacht, wenn die Erlösung von der glühenden Sonnenhitze die Lebensgeister weckte, huben die Soldaten zu singen an; der schwarze Sergeant improvisierte und die Leute fielen im Chorus ein. Eines Abends begann er:

Das Lied von der großen Timsah.*)

Der hohe Richter, er lehnt im Stuhl,
Er raucht seine Pfeife, er liest sein Buch,
Da ruft der Kapitän vom Deck her:

Eine Timsah! eine mächtige Timsah!

(Chor: „Eine Timsah! Eine mächtige Timsah!“)

Der hohe Richter, er springt vom Stuhl,
Wirft weg die Pfeife, wirft weg das Buch,
Er ruft seinen Diener Mahammad Hassan,

„Bring mir Patronen, bring mein Gewehr!“

(Chor: „Bring mir Patronen, bring mein Gewehr!“)

Der hohe Richter, er wirft sich aufs Deck,

Er läßt sein Gewehr, nimmt gutes Korn,

Er trifft 's Krokodil grad in die Mitte,

Die mächtige Timsah, die mächtige Timsah!

(Chor: „Die mächtige Timsah, die mächtige Timsah!“)

*) Das Lied vom großen Krokodil.

Der hohe Richter, er schoß ganz gut
Und das Krokodil ist doch nicht tot,
Weil's gar kein Krokodil gewesen,
Sondern bloß ein Wallen Holz.
(Chor fröhlich lachend: „Haschab boss, haschab boss!“
= Bloß ein Wallen Holz.)

ck. Ein Ueberfall durch Ameisen. Ich wohnte, so erzählt ein Mitarbeiter von „Chambers Journal“, eine Zeitlang in Nord-Nigeria, wo es schwarze, weiße und rote, große, kleine und mittelgroße Ameisen gibt. Gewöhnlich in der feuchten Jahreszeit, von Mai bis November, ziehen die „Reise“-Ameisen, die schwarz und mittelgroß sind, im Lande umher, da sie durch die großen Regengängen von ihren Plätzen vertrieben werden. Da kann man Millionen in langem Strom in derselben Richtung nach Nahrung und trockenem Land suchen sehen, und jedes Insekt oder Reptil, das ihren Pfad kreuzt, fällt den wandernden Horden zur Beute. Ich lebte damals in einem Grasshause, d. h. das Dach war aus Gras, die Wände aus Schlamm, und die Zimmer ohne Decke standen nach dem Dach zu offen. Eines Abends hatte ich noch spät schreibend aufgefressen. Als ich mich in mein Schlafzimmer zurückziehen wollte, hörte ich ein klatschendes Geräusch, wie wenn Regen auf das Schuttdach aus Segeltuch über meinem Bette fiel. Ein solches Dach war in der nassen Jahreszeit sehr nötig, da die Eingeborenen nicht Dächer machen können, die gegen den Regen undurchlässig sind. Als ich nach der Ursache des Geräusches forschte, fand ich, daß Hunderte von Ameisen vom Dache fielen, an den Wänden herumkletterten und durch eine, Fenster genannte, Oeffnung hindurchkamen. Jetzt krochen aus allen Spalten zahlreiche stielhafte Insekten hervor, die alle aus dem Dach, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, aufgestört worden waren: Spinnen aller Arten, Eidechsen, Grillen, Schwaben, alle vor dem gemeinsamen Feinde fliehend. Auch ein Skorpion wurde sichtbar, den ich aber schleunigst herausjagte und auf den sich sogleich die Ameisen stürzten. In wenigen Sekunden hatten sie ihn verzehrt. Der Grund des allgemeinen Aufruhrs war die Invasion eines Ameisenheeres, das sich auf das Dach geworfen hatte und dadurch alle Insekten zur Flucht veranlaßt hatte. Nun sah ich eine kleine sehr giftige Schlange, die ich schnell von dem Segeltuch herunter schlug und tötete; am nächsten Morgen war nur noch das Rückgrat von ihr übrig. Inzwischen war das Zimmer ziemlich voll geworden, und da ich keinen anderen Raum hatte, kletterte ich auf mein Bett, dessen festzugezogene Moskitovorhänge mich vor den Ameisen schützten. Von meinem Zustichsort aus konnte ich alles, was um mich herum vorging, sehen und hören. Von Zeit zu Zeit lief eine unglückliche Eidechse über den Boden und bemühte sich krampfhaft, die Wand hinaufzuklettern. Da die Ameisen sie schon angegriffen hatten, war sie zu schwach und fiel erschöpft herunter, um sogleich unter der gefräßigen Masse zu verschwinden. Es war schauerlich, mitten in der Nacht die Ameisen geräuschlos überall hinkriechen zu sehen, und die Stille wurde nur durch die Insekten und Reptilien unterbrochen, die ihren Verfolgern zu entgehen versuchten. Erst nach drei Stunden verließen die Eindringlinge zu meiner großen Erleichterung das Zimmer. Am folgenden Morgen sah ich sie massenhaft auf den Pfählen sitzen, die das Dach stützten. Sie warteten auf die Sonne, die sie vor ihrem Aufbruch wärmen sollte. Dann schien sich eine Anzahl von ihnen gleichsam anzufassen, sie bildeten den ganzen Pfahl entlang eine lebendige Brücke, während die Hauptmasse unter ihnen oder über ihre Köpfe hinwegzog.

Paläontologisches.

t. Die Magensteine ausgestorbener Riesen-tiere. In einer Kalksteinablagerung im Bereich der Vereinigten Staaten ist schon vor einer Reihe von Jahren eine Entdeckung gemacht worden, die der Paläontologie, der Wissenschaft von den ausgestorbenen Lebewesen, ein eigenartiges Rätsel aufgegeben hat. Es haben sich dort abgenutzte und polierte Quarzstücke in so engem räumlichen Zusammenhange mit den Skeletten von ausgestorbenen Reptilien der bekannten Gattung Plesiosaurus gefunden, daß die Annahme gegeben war, diese ausgestorbenen Eichen für Steinschluder zu halten. In der jüngsten Zeit sind die zuerst im Gebiete des Staates Kansas gemachten Beobachtungen in überraschender Weise bestätigt worden, indem der Geologe Brown in einem anderen Teile der Vereinigten Staaten und in einem anderen Gestein, nämlich in den sogenannten Niobrara-Schiefen von Süd-Dakota, gleichfalls solche Kiesel fast regelmäßig zusammen mit Knochenresten des Plesiosaurus aufgefunden hat. In einigen Fällen waren sie geradezu in Massen vorhanden. Bei einem großen Skelett wurden fast 20 Liter Steine von der Größe einer Wallnuß bis zum Durchmesser eines großen Apfels gesammelt. Diese Kiesel können also nicht wohl etwas anderes gewesen sein als Magensteine jener Reptilien. In Florida ist schon früher beobachtet worden, daß die dort lebenden Alligatoren gewohnheitsmäßig Steine verschlucken, die vermutlich dazu mitwirken, die in den Magen gelangten Speisen zu verkleinern. Dasselbe ist nicht nur von anderen Reptilien, sondern auch von zahlreichen Vögeln bekannt. Es ist auffallend, daß diese Gewohnheit den Naturforschern lange entgangen ist und daß die Annahme, die alten Plesiosaurus der Jura- und Kreidezeit könnten Steine verschluckt haben, die sich noch jetzt bei ihren Skeletten vorfinden, zuerst nicht nur starkem Zweifel, sondern sogar einer unerböhrten Heiterkeit begegnete. Erst mit der Zeit haben sich die

Beobachtungen gemehrt, die zu einer Rechtfertigung dieser Vermutung führten. Bei der nahen Verwandtschaft zwischen der Klasse der Vögel, deren Magensteine seit langem bekannt sind, und der Klasse der Reptilien hätte jene Behauptung von vornherein nicht als sonderlich unglücklich erscheinen sollen. Noch die heutigen Krokodile besitzen einen Magen, der dem der Vögel durchaus gleicht, und daraus kann man wohl schließen, daß auch der alte Plesiosaurus einen vogelähnlichen Muskelmagen besessen hat, bei dessen Tätigkeit die Aufnahme von kleinen Steinen gute Dienste leistete. — Durch neue Funde ist ferner bewiesen worden, daß noch andere der ausgestorbenen Riesen-tiere aus der Gruppe der Saurier Steinschluder gewesen sind, nämlich zum mindesten eine gewisse Zahl der Dinosaurier, deren Familie die mächtigsten Kolosse in sich schließt, die nach unserer bisherigen Kenntnis je über den Erdboden gewandelt sind beziehungsweise den Ozean bevölkert haben. Der Geologe Speer hat nämlich in Gesteinschichten des Staates Montana einen beträchtlichen Teil des Skelettes eines Vertreters der Dinosaurier gefunden und unmittelbar dabei etwa zwei Duzend solcher Magensteine aus Quarz. Diese Steine haben sich sogar bei der genaueren Untersuchung als besonders interessant herausgestellt, weil man an ihnen die Veränderung und Abnutzung beobachten konnte, die sie durch den Aufenthalt im Magen des Riesen-tieres erlitten haben. Die Oberfläche der Magensteine ist so klar und glatt, als ob man sie eben aus einem Wad aufgeschliffen hätte. Diese Erhaltung ist nur dadurch zu erklären, daß die Steine sofort nach der Verwesung des Magens in eine schützende Gesteinsmasse eingebettet wurden. Uebrigens hat ein Reptilienforscher den Nachweis geführt, daß auch die kleinen Eidechsen Steinschluder verschlucken, zuweilen sogar solche von verhältnismäßig beträchtlicher Größe.

Notizen.

— „Hamburg“ heißt eine neue Zeitschrift, die demnächst monatlich einmal im Verlage von Fr. W. Thaden-Hamburg erscheinen soll. Sie will Beiträge aus der Hamburger Geschichte, kulturgeschichtliche Schilderungen aus der Vergangenheit, Romane, Humoresken, Gedichte und Aufsätze über Hamburgs Handel usw. bringen.

— Die deutsche Ausgabe des Romans „The Jungle“ von Upton Sinclair erscheint am 7. Juli unter dem Titel „Der Sumpf“ im Verlage von Adolf Sponholz, Hannover. Preis brosch. 4,50 M.

— Das kleine Theater bleibt bis zum 14. Juli geschlossen. An diesem Tage beginnen die Aufführungen des Dramas „Die Juden“ von Tschirloff, die Sandor Farah mit einem von ihm gebildeten Ensemble veranstaltet.

— Goethes „Faust“ soll in einer neuen Bühnenbearbeitung von Dr. Georg Witkowski anfangs November im Leipziger Stadttheater aufgeführt werden.

— „Das Kind“, ein Drama von Ernst Eril Eberhardt, erzielte bei der Uraufführung am Intimen Theater zu Nürnberg einen starken äußeren Erfolg. Der Autor soll ein Berliner Kriminalkommissar sein.

— Karl Lautenschläger, der langjährige, berühmte Leiter des Maschinenwesens der Münchener Hoftheater, Erfinder der Drehbühne, ist dieser Tage im Alter von 63 Jahren gestorben.

— Die Medaillen der Großen Kunstausstellung wurden wie folgt verteilt: die große goldene Medaille für Kunst dem Architekten Franz Schwedten in Berlin und dem Bildhauer Louis Tuailon in Berlin; die goldene Medaille für Kunst dem Bildhauer Paul Desten in Berlin, dem Bildhauer Wilhelm Wandtschneider in Berlin, dem Maler Franz Hoffmann-Fallerleben in Berlin, dem Maler Paul Joannowitsch in Wien und dem Bildhauer Joseph Hinterseher in Paris.

— Ein Museum für die Oberammergauer Kunst wird in Oberammergau erbaut. Die Sammlung soll Gegenstände der Sänitzkunst aus den letzten Jahrhunderten bis zur Neuzeit enthalten.

— Eine deutsche nationale Kunstausstellung soll im Jahre 1907 in Düsseldorf stattfinden.

— Manuel Garcia, der Erfinder des Kehlkopfspiegels, ist, 102 Jahre alt, am 1. Juli in London gestorben.

—h. Den ersten Lehrstuhl für Pflanzenzuchtungen hat die Universität Wien errichtet. Die großen Fortschritte auf dem Gebiete der Pflanzenzucht haben hierzu den Anlaß gegeben. Dr. Erich Tschermak wurde unter Ernennung zum außerordentlichen Professor dieser Lehrstuhl übertragen.

— Sonnenflecken. Die Sonne zeigt gegenwärtig eine außergewöhnlich starke Tätigkeit. Ueber die ganze Breite der Sonnenoberfläche zieht sich ein Band von großen und kleinen Fackel- und Fleckengruppen. Ein besonders großer Fleck, dessen Oberfläche der der ganzen Erde gleichkommt, macht sich am Ostrande bemerkbar.